



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Also so stand es um ihren eleganten shuffle-board-Partner! Miß Alice traten die Tränen in die Augen.

Das Essen wurde aufgetragen.

Doktor Jerum wurde geweckt, schlug die Augen auf und fühlte sich auf einmal freuzfidel. Man speiste und trank, scherzte und lachte. Miß Granton trank Eis- oder wenigstens eisiges Wasser. Doktor Jerum Bier mit einem Wuppdi vorauf. An seinen Brief dachte er nicht. Aber Miß Alice dachte daran. Doch sie hütete sich, davon zu sprechen.

Dann zeigte sie ihrem Freunde die gekauften Altvierdörfer Sachen. Miß Granton hatte alles mögliche gekauft, sogar Männerzeug.

„Was,“ sagte Doktor Jerum, „das sollen Altvierdörfer Stücke sein? dies Brusttuch? diese Männerjacken? Und das? — und das? — und das? Na, der hat Sie schön übers Ohr gehauen.“

„Nicht echt?“ fragte Miß Alice. „Nicht alt?“

„I wo. Nicht älter, noch nicht mal so alt wie Sie und ich. — Na warte, mein Junge. — Kommen Sie, Miß Granton, diesem alten Sünder wollen wir die Schlappohren lang ziehen.“

Man ging nebst Jim und Paket zu Nikodemus Meyer.

„Tag, Nikodemus,“ sagte Doktor Jerum. „Haben Sie mal von Ihrem Namensvetter, dem Nikodemus der Bibel gehört? Das war ein reeller Nikodemus. Sie sind ein unreeller Nikodemus. Wissen Sie, was dieser junge Mann vorstellt“ (er wies auf Jim). „Das ist ein Chauffeur. Ein Einhetzer. Süht ut as de Dübel. Den haben wir mitgebracht, um Ihnen einzuheizen. Was haben Sie der Dame hier angedreht? Das sollen alte, echte Stücke sein? Die haben Sie in Hamburg oder sonstwo zurechtprünen lassen. Nu man wedder rut mit de Dalers, oder gute Ware!“

(Fortsetzung folgt.)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichs Spiegel

Berlin, 11. Juni 1910.

Dernburgs Rücktritt — Die Besprechung der päpstlichen Enzyklika im Abgeordnetenhaus.

Die Leitung des Reichskolonialamts ist in andre Hände übergegangen. Staatssekretär Dernburg hat seinen Abschied genommen, und der bisherige Unterstaatssekretär v. Vindequist ist an seine Stelle getreten. Ein Ereignis von nicht geringer Bedeutung, nicht nur für die Kolonialpolitik, sondern auch für die allgemeine Politik. In den tiefer eingeweihten Kreisen wußte man seit längerer Zeit, daß Herr Dernburg gehen wollte. Als er dann im Mai dieses Jahres

Grenzboten II 1910

66

wirklich sein Abschiedsgesuch einreichte, bemühte sich der Reichskanzler, ihn zur Zurücknahme des Gesuchs zu bewegen; auch der Kaiser hielt die Entscheidung so lange wie möglich zurück, weil er den bewährten Mann in seiner Stellung und im Reichsdienst zu erhalten wünschte. Aber Herr Dernburg blieb fest bei seinem Entschluß, und so konnte die Entscheidung nicht anders fallen. Was hat ihn bewogen, diesen Entschluß zu fassen? Es ist mißlich, in die innersten Gedanken eines Mannes eindringen zu wollen, der aus eigener Überlegung seinem Leben eine andre Wendung gegeben hat. Man muß sich an die Tatsachen halten, die bekannt und genau zu übersehen sind. Herr Dernburg hat sein Gesuch damit begründet, daß er die Aufgabe, mit der er im Jahre 1906 betraut wurde, im wesentlichen als gelöst ansieht. Ist das richtig und vollkommen ernsthaft gemeint oder ist es nur die vielleicht zu optimistisch gefaßte Form, hinter der sich andre Motive verbargen? Wie es sich auch damit verhalten mag, es war, wenn es etwa nur Form und Vorwand war, jedenfalls eine geschickte Form und ein gutgewählter Vorwand, denn Herr Dernburg hat, wie wir meinen, ein Recht, von seiner Wirksamkeit an der Spitze des Reichskolonialamts zu behaupten, daß die ihm übertragene Aufgabe gelöst sei. Man muß freilich genau unterscheiden, was selbstverständlich jeder Staatssekretär des Reichskolonialamts für alle Zeiten als seine Aufgabe bezeichnen muß, und auf der andern Seite, was dieser soeben aus dem Amte geschiedne Staatssekretär als seine besondere Aufgabe betrachten mußte. Das schwindstüchtige Gebilde, das Dernburg bei Übernahme seines Amtes als sogenannte „Kolonialverwaltung“ vorfand, war ein höchst sonderbarer Tummelplatz wirtschaftlicher Interessen, bureaukratischer Überflüssigkeiten, wissenschaftlicher und halbwissenschaftlicher Spielereien und persönlicher Ambitionen. Es schien vor allem den Zweck zu haben, alle wirklich geeigneten, unabhängigen Kräfte im Deutschen Reich von der ernsthaften Betätigung in den deutschen Kolonien zurückzuhalten und die fähigen, tätigen und tüchtigen Kolonialpraktiker, von denen doch eine recht achtbare Zahl vorhanden war, in Situationen zu bringen, in denen sie sich möglichst entgegen arbeiteten und sich gegenseitig lahm legten, soweit sie es nicht vorzogen, sich in Verbitterung und Pessimismus gänzlich zurückzuziehen. Es war dieser Kolonialverwaltung — bei allem redlichen Willen, das Gegenteil zu erreichen — im Laufe der Jahre gelungen, das Interesse des deutschen Volks an seinen Kolonien mit annähernder Vollständigkeit zu ersticken; über die Mitglieder der Deutschen Kolonialgesellschaft, die — oft unter sehr schwierigen Verhältnissen — wenigstens ihr Möglichstes zu tun versuchten, um die Erinnerung daran zu erhalten, daß wir noch Kolonien hatten, reichte es wohl kaum noch hinaus. Im Zusammenhang damit stand die Schwäche dieser Verwaltung gegenüber dem kolonialpolitischen Dilettantismus des Reichstags. Ein solcher Rückblick mag scharf und bitter erscheinen; will man aber die tatsächliche Lage schildern, die Dernburg bei seinem Amtsantritt vorfand, so kann man nichts andres sagen. Und nun wird es auch klar sein, welche Aufgabe der neue Leiter der Kolonialverwaltung auf sich zu nehmen hatte. Er mußte diese Verwaltung zweckmäßig organisieren, ihr eine Gestalt geben, die sie befähigte, die ihr eigentümlichen Aufgaben zu lösen; er mußte weiter die Beziehungen dieser heimischen Zentralstelle zu den Schutzgebieten in einer Weise regeln, die geeignet war, Verbindungen zwischen den Kolonien und den wirtschaftlichen Faktoren des Mutterlandes zu vermitteln; er mußte endlich das heimische Kapital heranziehen, es für die Kolonien interessieren und dazu die Bedingungen schaffen. Wenn es Dernburg gelang, in dieser dreifachen Weise einen festen Grund zu einer wirklichen Reichskolonialverwaltung zu legen, die ein geeignetes Organ für die weitere Entwicklung der Kolonialpolitik werden konnte, so war das in der Tat eine für sich bestehende

Aufgabe, die wohl in einigen Jahren als abgeschlossen gelten konnte. Diesen Punkt glaubt Herr Dernburg erreicht zu haben, und wir sagten bereits, daß wir ihm darin recht geben müssen. Wir haben jetzt ein Reichskolonialamt, das diesen Namen verdient. Die Organisation ist da; es sind ihr grundlegende Ideen gegeben. Und das Interesse an den Kolonien beschränkt sich nicht mehr auf die wenigen, die selbst hinausgehn, um dort zu arbeiten oder zu kämpfen, sondern es greift wieder hinüber in die werktätigen Kreise des deutschen Volks in der Heimat; es sind die ersten Schritte getan, um die Kolonialpolitik zu einem lebensfähigen Zweige der deutschen Wirtschaftspolitik in ihrer Gesamtheit zu machen. Auf dieses große und bleibende Verdienst kann Bernhard Dernburg heute mit vollem Recht zurückblicken.

Daß ein solches Werk auch von einer kräftigen Hand nicht ohne Reibungen und schwere Hemmnisse durchgeführt werden konnte, versteht sich ganz von selbst. Das ist menschlich und wird überall und zu allen Zeiten so sein. Die Widerstände lagen zum Teil in den Menschen und Verhältnissen, mit denen Dernburg zu tun hatte, zum Teil auch in seiner eignen Persönlichkeit. Es gibt vielleicht nur sehr wenige Menschen im Deutschen Reich, die alles billigen und unterschreiben konnten, was Dernburg im einzelnen in den Kolonien getan und angeordnet hat. Wenn aber dies und namentlich der Umstand, daß ihn die Deutschen in den Kolonien selbst häufig genug auf das heftigste angegriffen und sich bitter über ihn beklagt haben, als Beweis benutzt wird, daß Dernburg nicht das Lob verdiene, das ihm als Neuorganisator unsrer Kolonialpolitik gespendet wird, so muß dem widersprochen werden. Wir haben neulich schon einiges sagen müssen über die politischen Urteile, die den „Fachmann“ Gewinner gegen den angeblichen „Nichtfachmann“ Rheinbaben ausspielten. Bei uns in Deutschland entspricht es unsrer ganzen Denkweise und Schulung, daß wir uns durch den Schein der Spezialkenntnis in einer Sache leicht blenden und in unserm Urteil zu weit fortreißen lassen. So sind wir natürlich von vornherein entsetzt über einen Leiter der Kolonialpolitik, der nicht einmal die deutschen Bewohner der Kolonien selbst auf seiner Seite hat. Die Leute müssen doch am besten verstehn, was zu ihrem Nutzen dient! Warum? Ist es nicht möglich, daß jemand in seiner täglichen Arbeit nach bestem Wissen das Recht und den Nutzen der ihm anvertrauten Interessen in dem Kreise, der seinem Überblick zugänglich ist, wahrzunehmen glaubt und dabei unbewußt auf eine Entwicklung hinarbeitet, die andre höhere Interessen schädigen muß? Wir sagen nicht, daß der Fall in den Kolonien so liegt — die Sache ist sehr viel komplizierter —, aber wir möchten nur vor der unüberlegten Anwendung eines Arguments warnen, das sehr oft wirklich nicht stichhaltig ist. Unsr Kolonien sind bisher sozusagen wild gewachsen. Die Koloniebewohner haben die sorgende Hand des Mutterlandes — wir sehen ab von den Kriegszeitern und der Tätigkeit der Schutztruppen — bisher nur in einer reichlichen Dosis Bürokratismus empfunden, mit dem sie sich schließlich auf irgendeine Art — hier williger, dort schwieriger — abgefunden haben. Sie haben gelernt, den Verhältnissen entsprechend ihre nächsten Interessen in den Mittelpunkt zu stellen; was sie vom Mutterlande nach mancherlei trüben Erfahrungen nur noch verlangen, ist das Maß von Idealismus, das ihnen die nötige moralische Unterstützung sichert. Nun hat die straffe Hand eines geschäfts- und menschenkundigen Mannes die Dinge einmal am andern Ende angefaßt; hart und nüchtern ist die Frage gestellt worden: Was muß geschehen, daß zwischen Reich und Kolonien eine wirkliche Interessengemeinschaft entsteht, nicht nur eine ideale und nationale, sondern auch eine wirtschaftliche, und welche Bedingungen müssen erfüllt werden, damit

endlich das deutsche Großkapital Zutrauen zur Entwicklung unsrer Kolonien faßt? Daß das nicht ohne Verstimmungen in den Kolonien gemacht werden konnte, ist sehr begreiflich, ebenso wie gar nicht zu leugnen ist, daß die schroffe Natur des Staatssekretärs ihn vielfach zu wirklichen Mißgriffen hingerissen hat. Aber in den grundlegenden Vorstellungen, die in der Ausführung nicht immer zu einem glücklichen Ende gelangten, hatte Dernburg recht, und es wird sicher die Zeit kommen, wo man dieses fundamentale Verdienst allgemein anerkennen wird, wenn der lindernde Einfluß der Zeit und die Tätigkeit der neuen Männer, die auf dieser Grundlage praktisch weiter zu bauen haben, die Spuren seiner wirklichen Fehler verwischt haben.

Es ist nicht undenkbar, sogar wahrscheinlich, daß Dernburg selbst fühlte, daß er aus den Gründen, die in seiner Persönlichkeit und Vergangenheit lagen, nicht der Mann war, diese Fehler und Mißgriffe selbst vollständig zu korrigieren und sein Werk über die bezeichneten Grundlagen hinaus weiter zu führen. Denn frühzeitig hat er den Gedanken ausgesprochen, zu gehn, sobald er seinen Auftrag erfüllt habe. Und richtig ist, daß ihm seine Aufgabe bald immer schwerer gemacht worden wäre. Herr Erzberger hätte wohl immer mehr schweres Geschütz herangeführt. Immerhin hätte Herr Dernburg bei der Hochschätzung, die er bei Kaiser und Reichskanzler genoß, noch lange standhalten können. Wenn er es nicht getan hat, so liegt es nahe, daran zu denken, daß die politischen Verhältnisse, wie sie sich nach dem Rücktritt des Fürsten Bülow gestaltet hatten, für seine Entschlüsse mitbestimmend sein mußten. Zwar, eine Nötigung lag für ihn nicht darin. Seine staatsrechtliche Stellung legte ihm keine politische Verantwortung auf; nur in Ressortangelegenheiten war er Stellvertreter des Reichskanzlers, er selbst war nicht Minister, und sein Ressort hätte ihn schwerlich in Konflikte auf dem Gebiet der innern Reichspolitik verwickelt. Sein persönliches Verhältnis zum Reichskanzler war ungetrübt. Dennoch ist es begreiflich, daß er sich beengt fühlte bei dem Gedanken, daß im allgemeinen Urteil und im Urteil der ihm persönlich nahestehenden Kreise er in einer Reihe genannt wurde mit politischen Persönlichkeiten, deren Anschauungen er nach seiner ganzen Vergangenheit nicht teilen konnte. Ob es seinem Sinn und Geschmack entspricht, in der linksliberalen Presse so gefeiert zu werden, wie dies geschieht, nämlich in der Pose des sich für seine Überzeugung opfernden Helden, lassen wir dahingestellt. Es nützt wenig, darüber zu grübeln. Wir glauben aber nicht, daß Herr Dernburg seinen politischen Gegnern den Gefallen tun wird, seinem ehrenvollen Wirken als Reichsbeamter eine Tätigkeit als politischer Parteimann folgen zu lassen, wie es jetzt von einigen Seiten von ihm erwartet wird.

Im Abgeordnetenhaus hat die Besprechung der päpstlichen Borromäus-Enzyklika eine bemerkenswerte Verhandlung herbeigeführt. Die Erregung über die zahlreichen Ausdrücke und Wendungen des Rundschreibens, in denen Beschimpfungen der Reformatoren und der protestantischen Fürsten und Völker enthalten waren, war in der evangelischen Bevölkerung so stark geworden, daß die friedensstörende Wirkung des Schriftstücks unverkennbar war. Es war daher nicht nur richtig, sondern auch notwendig, daß in der Volksvertretung die Sache zur Sprache gebracht wurde. Notwendig nicht etwa nur, um der Bewegung etwa noch einen besondern Impuls zu geben, sondern auch um die Erörterung zu klären und den Auseinandersetzungen die Grenzen zu stecken, die im Interesse des konfessionellen Friedens erwünscht sind. Es kann diesen Frieden nicht fördern, wenn auf die Ausschreitungen von der einen Seite keine Antwort erfolgt, und es kann ihn auch nicht fördern, wenn der Herausforderung nur das Ausschäumen einer

plötzlichen Erregung folgt. Eine klare Aussprache, aus der beide Teile entnehmen können, unter welchen Voraussetzungen allein die Wahrung des von beiden ersehnten Friedens möglich ist, wird jedenfalls den vernünftigen Zwecken am besten entsprechen. An die Regierung war die Anfrage gerichtet worden, wie sie den Beschimpfungen in der letzten Enzyklika entgegengetreten sei. Würdig und einmütig hatten Konservative, Freikonservative und Nationalliberale ihre Interpellationen begründet. Am glänzendsten hatte Dr. Hackenberg gesprochen. Dann antwortete der Ministerpräsident. Es war nicht seine Aufgabe, auf die Ausführungen der Enzyklika im Sinne des evangelischen Bekenntnisses zu antworten. Sonst hätte das Zentrum recht gehabt, wenn es sich hinter den kirchlichen Charakter des Streits verschanzte und von seiner Erörterung im Landtage nichts hören wollte. Die Berechtigung, die Sache als eine politische zu verhandeln, lag darin, daß eine politisch unerwünschte Wirkung, nämlich eine Störung des konfessionellen Friedens in einem paritätischen Staat, tatsächlich eingetreten war, wobei es nicht in Betracht kam, ob diese Wirkung vorausgesehen und gewollt war oder nicht. Diese Störung ging ferner von einer Stelle aus, die durch internationale Verträge auch von Andersgläubigen als internationale souveräne Macht anerkannt wird, die aber eben deshalb mit den daraus fließenden Rechten auch die Pflichten übernehmen muß, die ihr dadurch auferlegt werden. Deshalb kann man auch nicht die Entschuldigung gelten lassen, daß die Urteile der Enzyklika über die Reformation keinen Anstoß erregen könnten, weil sie dem dogmatischen Standpunkt der katholischen Kirche entsprechen. Das katholische Dogma gebietet, die Reformation als einen beklagenswerten Irrtum, als Auflehnung gegen die von Gott verordnete Autorität der Kirche anzusehen, aber es gebietet nicht, dies in einer beschimpfenden Form auszusprechen und den Männern, die in den erwähnten „Irrtum“ verfallen sind, Motive unterzuschieben, die ihren sittlichen Charakter herabsetzen. Geschieht dies dennoch, so hat das mit dogmatischen Fragen nichts zu tun, und es kommt nur auf die Wirkungen an, die daraus entstehen. Es ist also ganz richtig, daß die preussische Regierung für diese Störung ihres inneren Friedens Genugtuung verlangt von der Macht, die sie verursacht hat, mit der sie ja überdies in diplomatischem Verkehr steht. Das Verlangen, diesen Verkehr sofort abzubrechen — wie es von verschiedenen Seiten gestellt wurde —, erschien nicht gerechtfertigt. Zu dem letzten Mittel greift man erst, wenn eine andre Verständigung nicht möglich ist und die Nachteile, die damit verknüpft sind, ohnehin in den Kauf genommen werden müssen. Der Ministerpräsident hat die Überzeugung ausgesprochen, daß die Kurie Mittel und Wege finden wird, die unheilvollen Wirkungen, die durch die verletzenden Sätze der Enzyklika hervorgebracht worden sind, wieder unschädlich zu machen. Man darf hoffen, daß diese Überzeugung nicht getäuscht werden wird.

Zeitungskultur und Reporterpsyche. Die Presse zieht so wacker zu Felde gegen Juristendeutsch und Kaufmannsdeutsch. Man sucht in sprachliche Odländereien Kultur zu bringen. Vielleicht besieht man sich bei der Gelegenheit auch einmal aus der Nähe die wunderliche amtliche Ausdrucksweise unserer Minister und Staatssekretäre, die ausgefransten fremdländischen Drapierungen unserer Diplomaten Sprache.

Alles recht gut und schön, nur möge man die Reform am eigenen Leibe nicht vergessen. Die Presse hat an sich ein Recht darauf, als Kulturmacht angesehen zu werden, und von allen Berufen scheint mir der eines Journalisten noch so ziemlich der erträglichste. Es kann eben nicht jeder Kriegssoldat sein, wo lauter Frieden ist, oder Flieger werden oder auf Prima Deutsch und Geschichte unter-

richten. Was hier gesagt werden soll, sei vor allem gegen eine bestimmte Art des Auch-Schriftstellers vorgebracht, nicht gegen die Gesamtheit. Unsere guten Journalisten sind allemal bessere Schriftsteller als die meisten guten Professoren, haben oft mehr Kultur und weniger Langeweile im Leibe als selbst ein M. d. R., das in die Literatur gerät. Also nur die es angeht, mögen sich getroffen fühlen; und nur weil wir es vertragen können, sei es gesagt.

Kulturmacht? Die Presse wird es nicht allein dadurch, daß sie behauptet, es zu sein. Was haben „Zoo“ und „Bo“, „Sapag“ und „Bedag“, „Bzbg“, „Ma“ und „Danufa“ mit Kultur zu tun? Oder gar so entsetzliche Gebilde wie „Tiag“ (Tapeten-Industrie-Aktien-Gesellschaft) oder „Baig“ (Berliner Automobil- und Industrie-Gesellschaft) und „Agfa“ (Aktien-Gesellschaft für Anilin-Fabrikation)?

Vom „Wüstegiersdorfer Anzeiger“ soll gar nicht die Rede sein, nehmen wir nur Berliner Tageszeitungen. Besieht man sich etwa den lokalen Teil einer beliebigen reichshauptstädtischen Gazette, so wird man nicht behaupten können, daß sein Stil, sein Satzbau, die Suggestionkraft seiner Wortbildung, die Reichhaltigkeit seiner Ausdrucksmittel auf sonderlicher Höhe ständen. All die Entsetzlichkeiten, die ein vorsintflutliches Papierdeutsch zuwege bringt, finden sich auch hier. Sie und da eine frisch geschriebene kleine Plauderei, eine eigenartige Spitzmarke, das ist alles. Der Rest ist im günstigsten Falle wesenlose Alltäglichkeit. Dazwischen wirbeln Satz- und Wortungeheuer, unerträgliche Banalitäten und Geschmacklosigkeiten. Von einigermaßen individueller Behandlung kaum eine Spur. Stil ist mehr als Satzbau und Wortform, Stil ist Psyche. Und die Psyche des landläufigen lokalen Teils ist die des mäßigen Reporters und des behaglichen Spießbürgers. Nicht als ob der „Reporter“ an sich etwas Geringswertiges wäre. Italiens größter Journalist war nichts anderes. Er kann ein Künstler sein, nur ist er es meistens nicht.

Es ist weiß Gott nicht leicht, irgendeinen wirklich guten Bericht zu schreiben, bei der ewigen Wiederkehr gleicher Ereignisse wechselnde Formen zu finden. Deshalb braucht man sich kaum darüber aufzuregen, daß bei jedem Kommerz „ein reicher Damenflor“ von den Tribünen herabschaut, daß man sich bei solchen Gelegenheiten erst „in früher Morgenstunde“ trennt, daß solche und ähnliche Feste stets einen „ungetrübten harmonischen Verlauf“ nehmen. Der eine Redner „feiert“ eben „in begeisterten Worten“, der andere spricht „in heiterer und gemütvoller“ oder gar in „feinsinniger“ Weise. Die „kulinarischen Genüsse“ stammen natürlich stets aus der „trefflichen Ökonomie“ oder der „renommierten Küche“ des Herrn K. Jeder Jubilar dankt „sichtlich gerührt“, während es sich für einen Leidtragenden schickt, „mit tränenerstickter Stimme“ zu sprechen. Ein Vorsitzender ist bekanntlich immer „bewährt“ und „verdienstvoll“. Eine junge Dame, die einen Prolog vorträgt, tut das „mit warmer Empfindung“ und ist stets „anmutig“. Das ließe sich endlos vermehren, ist aber verhältnismäßig belanglos. Schlimmer ist anderes. Wer mehrere oder gar viele Zeitungen liest, findet die stereotypen Lokalnotizen überall wieder. Meistens in dem gleichen Wortlaut und mit der nämlichen Spitzmarke. Hier ist Burgfriede, hier schweigt der Haß der Fraktionen. Die Zeitungen abonniieren eben fast alle auf dieselben Korrespondenzen, deren Inhaber nicht durchweg Geistesheroen und Stilkünstler ersten Ranges sind. Der Lokalredakteur, mag er sonst durchaus befähigt sein, hat einfach keine Muße, alles umzuschreiben, zu feilen und zuzuspitzen. Er begnügt sich damit, allzu zeilenhungrige Nichtigkeiten zu streichen. Die kleineren oder größeren Schönheitsfehler, die Schnitzer wider Grammatik und Geschmack bleiben oft genug stehen.

Was grau vor Alter ist, das ist dem Durchschnittsreporter heilig. Der Lokalredakteur aber rüttelt ebenfalls nicht gern an alten Bräuchen. Teils aus Bequemlichkeit, teils weil er wirklich nicht so lange Zeit hat, bis ihm etwas Besseres einfällt, teils weil ihm überhaupt nichts Besseres einfällt. So schleppen sich denn wie die Seeschlange jahraus jahrein dieselben Überschriften und klischierten Floskeln spaltenwärts. Hat die Feuerwehr einmal einen Liebesdienst getan, der streng genommen nicht zu ihrem Ressort gehört, kann man mit tödlicher Sicherheit auf die Überschrift gefaßt sein: „Das Mädchen für alles“. Jeder Erzek gegen einen Schutzmann heißt „Blaukoller“. Nun soll gegen solche Bezeichnungen gar nichts einmal gesagt sein. Sie sind wenigstens nicht unsinnig und waren, als sie zum erstenmal gebraucht wurden, sogar ganz hübsch. Ja, alte Lokalredakteure rühmen sich noch heute in diesem oder jenem Falle der Vaterchaft, und sind stolz darauf, ihren Kindern lange Jahre hindurch allerorten zu begegnen. Anders ist es mit folgendem lieben alten Bekannten: „Wie die Bandalen haufen neulich in der Schankwirtschaft von . . .“ Bis zum Überdruß ist von den verschiedensten Seiten darauf hingewiesen worden, daß die Bandalen ein edles germanisches Volk waren, daß die ihnen angegedichteten banausischen Roheiten Schwindel sind. Tut nichts. Jahraus jahrein werden selbst in deutschnationalen Blättern unsere Vorfahren beschimpft, indem man ihnen die widerlichsten Rowdys und Kaschemmenlummel gleichsetzt oder gar noch überordnet. Der lokale Teil kennt von den verschiedenen Dichtern und Schriftstellern immer nur eine ganz bestimmte Kostprobe. Von Zola: „Die Bestie im Menschen“. Bei Guklow ist der alte Ben Akiba noch immer Favorit. „Es ist alles schon dagewesen, sagt Rabbi Ben Akiba, aber ein derartig frecher Einbruchsdiebstahl, wie er neulich in der Mulackstraße. . .“ Es gibt Lokalredaktionen, die gar noch mit „Jupiter Pluvius“, mit den „Kindern Florens“ und anderen mythologischen Werten arbeiten. Einer der Herren Bericht-erstatte r äußert sich vornehmlich über Brände. Ob es sich nun um Groß- oder Mittelfeuer oder gar nur um einen Gardinenbrand handelt, jedesmal „gab die Feuerwehr kräftig Wasser“. Und da es nun in Berlin manchmal recht oft brennt, ist das „kräftige Wassergeben“ ein beliebter Sport in den Lokalspalten, soweit der kräftige Wassergeber nicht in den Papierkorb schwimmt. „Ein gefährlicher Kinderfreund“, „Ein Unhold“, „Ein Vampyr der Großstadt“. „Der Spizhake zum Opfer gefallen“ hieß es, wenn ein altes Haus daran glauben mußte. Da befann sich plötzlich jemand auf Schiller, und seit der Zeit sind die Meinungen gespalten. Die einen bleiben der Spizhake treu, die andern sagen: „Das Alte stürzt!“

„Ein Paletotmarder!“ „Wieder das Petroleum!“ „Streut den Vögeln Futter!“ Hat man eine unbekannte Leiche gefunden, so wirft die richtige Lokalredaktion prompt die Frage auf: „Wer ist der Tote?“ „Wieder einer!“ hallt es durch die antisemitische Presse, wenn ein jüdischer Kassierer von dannen ging oder irgendein Manasse betrogen hat. Derselbe Ruf zieht durch den demokratischen Blätterwald, tat ein „Junfer oder Pfaffe“ einen Schritt vom Wege. Die Phraseologie der „Genossen“ ist übrigens nicht geistreicher und meistens auch nicht vielseitiger: „Der Säbel haut“, „Bluthunde“, „Ein Opfer des Kapitalismus“.

„Einen guten Fang machte neulich die Kriminalpolizei . . .“ Die sichtliche Freude des loyalen Staatsbürgers über solch ein Vorkommnis wirkt etwas abgestanden, wenn sie wöchentlich mindestens einmal mit genau derselben Vokabel auftaucht. Geradezu peinlich aber wird der Durchschnittsreporter, wenn er es ganz rite und richtig mit der Moral bekommt. Denn auch für seine tiefste sittliche Entrüstung hat er streng vorgeschriebene Formen und Formeln, von denen beileibe nicht abgewichen wird. „Ein nettes Früchtchen scheint der vierzehnjährige Sohn

des Bauunternehmers K. zu sein . . .“ Der Junge hat vielleicht aus unreifem Lebensdrang eine verhältnismäßig ganz geringfügige Dummheit gemacht. Am Lokalpranger aber heißt er sofort „der Bursche“. Und wagt er es gar, zu leugnen, so ist er „der freche Bursche“. Und der Lokalredakteur ändert nichts. Solche Überschriften sind ihm vielleicht sogar ganz angenehm. Er weiß so beim Durchfliegen der Korrespondenzen sofort, um was es sich handelt, und braucht die betreffenden Notizen nicht so genau durchzulesen.

Wer ist schuld an diesen Zuständen? Die Reporter? Kaum. Niemand kann sie zwingen, durchweg Geschmack zu besitzen, und der Lokalredakteur braucht ihre Arbeit ja nicht in der Urform aufzunehmen. Also der Lokalredakteur? Auch nur scheinbar. Er hat in der Regel viel zu viel zu tun, als daß er Zeit hätte und ist in der Regel viel zu kärglich bezahlt, als daß er Lust verspürte, jeder Notiz eigenes Gepräge zu geben. Notabene, wenn er kann. Also der Verlag, der den Lokalredakteur so schlecht bezahlt? Auch nur scheinbar. Er kann sehr oft nicht mehr bezahlen, weil mit wenigen Ausnahmen die Berliner Zeitungen zwischen Tod und Leben baumeln. Die ganze Sache ist also eine Geldfrage, und die Kultur klebt am Groschen. Die Dürre des lokalen Teils läßt sich mithin in folgende Legende fassen: In einem ostpreussischen Dorfkrug sitzen zwei Bauern. Am Ofen liegt ein völlig vermagerter Kötter. Zwischen den beiden Bauern entspinnt sich folgender Dialog: „Du, wems is dei Hund?“ „Dat is uns' Hund.“ „Woso is dei Hund so dürr?“ „Na hei frett ja nusch.“ „Na woso frett hei nusch?“ „Na hei kriegt ja nusch.“ „Na woso kriegt hei nusch?“ „Na wi gewe em nusch.“ „Na woso gewt ju em nusch?“ „Na wi hebbe doch nusch!“ Das ist der ganze Circulus vitiosus. Vielleicht sollten doch wenigstens die großen Zeitungen versuchen, ihre Spalten leidlich gebildeten Menschen erträglicher zu machen, denn der lokale Teil ist zwar die größte, aber nicht die einzige Wüste.

Wolff Petrenz

Friedrich Wolters: Minnelieder und Sprüche. Übertragungen aus den deutschen Minnesängern des zwölften bis vierzehnten Jahrhunderts. Berlin 1909. Otto v. Holten. 159 S. — Die Ekstik der Gegenwart führt zur Verwirrung. Da jeder anders und jeder entlegener wählt, entsteht kein Gebilde, sondern ein Getriebe. Ein Getriebe, das, obwohl es äußerst lebendig scheint, wahrhaft tot ist. Denn kein Hauch eines heute irgendwo wirksamen Lebens durchdringt die verschiedenartigsten Publikationen und gibt ihnen, indem er sie einem lebendigen Organismus verbindet, selber Leben. Das meiste des Tag für Tag aus allen Räumen und Zeiten der Welt zusammengekehrten Kulturgutes ist für den Lebendigen von heute Schutt.

Wir haben nur ein Recht auf Fremdes und Altes aus unserem Lebendigen heraus. Nur wo die lebendige Kunst es zur Rundung ihres Gesamtwesens: zu ihrer Verstärkung im Ton, Bereicherung im Stoff oder schmuckhaften Verherrlichung heraufbeschwört, werden wir seiner mit Vorteil und Freuden teilhaft. Eine neue Bewegung der Wiederbelebung schenkte uns z. B. den Dante (Verlag der Blätter für die Kunst) und den Shakespeare neu (Georg Bondi, Berlin). Die neue Bewegung hat nicht etwa den Realismus beseitigt — dazu hätte es ihrer nicht bedurft; er erstickte in seiner Luftleere —, sie hat das deutsche Wort und weiter das deutsche Künstlerische überhaupt umgeschmolzen und einem neuen Leben zurückgeschenkt, indem sie — kurz gesagt — das Wort über seine Stellung als Sinnträger erhob, es — wie in der Malerei die Farbe — zu einem eigenen organischen Leben aufrief und mit dieser Erweckung dann weiter ein ganz neues Erleben des Künstlerischen,

ja alles Geistigen überhaupt ermöglichte. Eine so allgemein und so tief verlebendigende Kraft gibt allein den Titel für eine Aneignung und Erneuerung volks- und zeitfremder Kulturen. Sie bedurfte zu ihrer Kundung des Dante und des Shakespeare und nur in diesem von der Not eines Lebendigen gegebenen Antrieb wurden uns Dante und Shakespeare ein neu Lebendiges. Könnte die vorliegende Sammlung von Minneliedern nicht eine gleiche Legitimation erweisen, wir würden sie ablehnen. Aber sie erweist sie. Es hätte des besonderen Hinweises in dem schönen und gehaltenen Vorwort, das ein gehäuftes und geprüftes Wissen in eine überraschende Anschauung verwandelt, nicht bedurft. Die Auswahl der Stücke, Haltung von Sprache und Rhythmus, vor allem die Behandlung des Wortes als eines Lebendigen hätten den Herausgeber legitimiert. In dem Augenblicke, da die deutsche Sprache eine so tiefe und so weite Erneuerung erfuhr, daß jedes unserer eigenen Worte von ganz neuen Kräften, ganz neuen Vorstellungen zu schwellen scheint, mußte aus der uns erhalten gebliebenen Dichtung unserer Frühzeit eine Fülle neuer und überraschender Eindrücke hervorbrechen. Zugleich mußte der mächtige Erneuerungstrieb der gegenwärtigen Dichtung, wie er die Sprachkraft und Sprachform leidenschaftlich vorwärts drängte, nach rückwärts greifen, um sich seiner Zusammenhänge mit ihrem Grunde und früheren Bestande, auf dem er wurzelte, bewußt zu bleiben. So war diese Ausgabe von Minneliedern ein Notwendiges und ist insofern auch ein im äußersten Sinn Lebendiges. In dieser Auswahl erst, welche die alte Dichtung nach den Antrieben unserer Zeit sichtet und sie in ihren Tönen wiedergab, wurde sie aus einem literarischen, einer Kuriosität, einer Anekdote, im besten Fall einem Sentiment ein Erlebnis, das uns ergreift wie ein Lebendiges. Man meine nicht, daß darunter die Treue der Wiedergabe gelitten habe. Nur der Unlebendige, der nicht den Geist, sondern seine tote Form, den Buchstaben, sucht, wird glauben, daß mit einem Festhalten antiquierter oder einer Umschreibung durch konventionelle Ausdrücke der dichterische Gehalt von Altem und Fremdem wiederzugehen sei. Wer ihn fühlt und davon glüht, dem kann er nur in seiner frischen Sprache leben, dem drückt nur sie ihn treu aus. Denn nur sie ist aller lebendigen Anschauungen und damit des einzigen Mittels der Verlebendigung mächtig. So trifft diese neue Ausgabe, indem sie auf alle gelehrte Ver„echt“ung und literarische Umschreibung verzichtet, nicht nur den Sinn des Ganzen, sondern auch den eines jeden Wortes näher als eine ihrer Vorgängerinnen in den letzten Jahrzehnten, die aus Gewissenhaftigkeit oder Laune (immer aber außer dem Dienst eines Lebendigen) gelehrt oder literarisch uns das Vätererbe „menschlich näher zu bringen“ versucht haben.

Es kann nicht fehlen, daß solcher Erneuerung alter Kunstsätze aus einem lebendigen Geiste noch ein besonderer Vorteil zukommt. Die ohne solchen Antrieb die Auffrischung versuchen, sind notwendig durch eine festgewordene Konvention auf die immer gleiche — von einem früher lebendigen Zeitgefühl bestimmte, nun aber wesenlos gewordene — Auswahl von Stücken verwiesen. Wer aber mit einem neuen Impulse das alte Dichtungsgut angeht, dem wird eine Fülle verkannter und ungeahnter Schätze sich auftun, Güter, die, nie lebendig, noch nie ihre Macht und Wirksamkeit auf die Spätgeborenen haben äußern können. In der Beibringung solcher bisher ungehobenen Schätze liegt noch ein besonderer Wert dieser Ausgabe. Sie wird zu einem unmittelbaren Träger der Befruchtung des Neuen durch das heimatisch Alte.

Berthold Vallentin